

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 22

Artikel: Das Bergdorf
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Bergdorf.

Erzählung von Jakob Vossart, Rüsnacht.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Es war am Abend vor Weihnachten, da man zählte 1787. Das ganze Gebirgsland lag im Schneeglanz, so rein und leuchtend, als wäre es frisch vom Himmel gekommen, eine Stätte, würdig das Heil der Menschheit zu empfangen. Dunkel in der blendenden Landschaft waren nur die trozigen Felswände, die gen Mittag wie ungeheure Ruinen in den Himmel ragten, und an deren ungestaltlichen Hängen die Flocken keine Ruhstatt gefunden hatten; dunkel die Tannen- und Lärchenwälder, die in den Schründen, da und dort auch zaghaft an den Felsen emporklettern. Die sonnverbrannten Holzhütten aber, die im Thalgrund und an den Halben zerstreut waren, sah man kaum, die waren fast ganz in den Schnee gesunken. Einige Scheiben warfen die Strahlen der Sonne funkelnd zurück, nach den gegenüberliegenden Felswänden, gleich Büscheln von glühenden Lanzen.

Wie aus Stahl geschmiedet schlug oben der Himmel sein schmales Gewölbe fleckenlos über das Thal, von einer der zackigen Bergketten zur andern. Es war drei Uhr, und schon sank die Sonne blizend hinab; im Thal wurden die Schatten munter, die Vorreiter der Nacht, und vertrieben langsam aber rastlos den Sonnenglanz von den Halben und Felsen, setzten kühn über die Schluchten weg und schreckten auch vor dem drohendsten Turm nicht zurück. Von der scharfartigen Bergkante, die das Sonnenlicht wie eine Säge abschnitt, schwebten leuchtende aus feinem Nebel gewobene Bänder fächerförmig durch die Luft, in den Tiefen des Himmels verschwimmend, wie Lichtbrücken zu schauen, auf denen der Weihnachtsfrieden in das Thal steigen konnte, hinab zu dem Dörfchen Röttschweiler und seinen einfachen Bewohnern.

Röttschweiler freilich schien den Frieden nicht mehr zu bedürfen; es lag da vom Winterschlaf erfasst, geduldig dem Lenze zuträumend, wie die Blütenkeime unter der Schneekruste. Nur der Rauch, der aus einigen Hütten stieg, sich in die Höhe wand und oben zerfloß, ließ ahnen, daß der Schnee nicht alles Feuer und nicht alles Leben im Thal ausgelöscht hatte.

Jetzt knarrt auch eine Thüre. Aus einem Häuschen, das einige Minuten über dem Dörfchen an der Halbe lauert, tritt ein Mädchen, schlank und hoch und fast noch ein Kind. Sein Nieder ist weißer als der Schnee; das Haar aber, das die Stirne umrahmt und in schweren Flechten um das Haupt sich windet, ist dunkel wie ein Stück Nacht, und braun wie reife Kastanien glänzen die Augen unter den schwarzen Bogen der Brauen. Das Mädchen schreitet durch den Hohlweg, den man vor der Hausthüre hat in den Schnee hauen müssen, um die Hütte nicht zu einem Kerker werden zu lassen, und guckt in die Höhe, nicht nach den Nebelbrücken oder den feurigen Scheide-

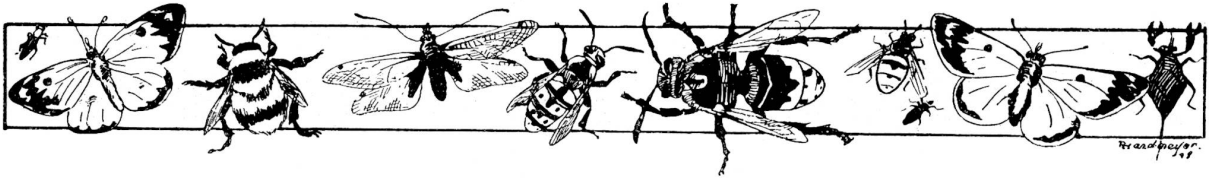
strahlen der Sonne: ihr Blick verläßt die Erde nicht, denn ihr Herz hängt an etwas irdischem.

Wie sie auch blickt, nichts regt sich an der Halbe, als ein paar Alpenkrähen, die lautlosen Fluges dem Dorf zustreben, vom Hunger getrieben; da holt das Mädchen eine Schaufel aus dem Hause und fängt an, den Hohlweg zu weiten, sich einredend, die nutzlose Arbeit habe ihren guten Zweck: „Wir bekommen heute Nacht Besuch, die Gäste sollen's am Zugang merken, wie wert sie sind.“ Jedesmal, wenn es eine Schaufel voll Schnee über die weißen Wälle wirft, die sich links und rechts türmen, schwenken die Blicke ab, der Höhe zu, in ungeduldiger Erwartung. Endlich erblickten sie, was sie suchen. Auf des Mädchens Wangen fliegt die Freude, es tritt etwas vor, um recht sichtbar zu werden, und emsiger als vorher rührt sich die Schaufel und fliegt der Schnee. Oben an der Halbe aber schwebt ein dunkler Fleck und wächst und fährt herab auf der weißen Fläche, schnell wie ein Lawinensturz. Es ist ein mit Heu beladener Schlitten; vorn zwischen den aufragenden Rufen sitzt ein stämmiger Jüngling, mit Füßen und Armen das tolle Gefährt lenkend und, wo ein Steinblock aus dem Schnee sticht oder ein Baum oder eine Hütte ragt, am Tod vorüber rasend.

„Guten Abend, Jenny!“ ruft er, wie der Schlitten an der Hütte vorbei in den Grund hinab faßt. Schon ist er weit, als sie seinen Gruß erwidern kann: „Guten Abend, Marcel!“ Der Wunsch: „Stoß' an keinen Baum, an kein Haus an!“ fliegt ihm nach, aber schon ist er unten, wo der Boden flach wird, stemmt wuchtig die Hacken gegen den Schnee, so daß dieser aufspritzt und Mann und Heu überzuckert, der Schlitten seine Wut mächtig und endlich stille steht.

Jenny arbeitete noch eine Weile an ihrem Hohlweg weiter; sie hatte ihren Vater am Fenster erblickt und mußte den Schein wahren; er durfte nicht merken, daß sie dem nun auflauerte, über den sie bis vor wenig Wochen manches harte Wort hatte fallen lassen, mit dem sie sich auf dem Tanzplatz nicht ein Mal hätte drehen mögen. — Wie sie mit ihrer Schaufel gegen den Schnee eiferte und es nicht halb so feindselig meinte, schritten Marceles Knechte von der Höhe herab, mit Heugabeln auf den Schultern wie im Hochsommer, aber mit warmen Pelzkappen und Handschuhen versehen, denn es war ein härteißiger Winter jenes Jahr. Die beiden kamen ihr erwünscht.

Es war ein seltsames Paar, diese Knechte; die Röttschweiler nannten sie in ihrer derben Weise die „verliebten Kälber.“ Sie waren fast gleichalterig und standen seit ihren Knabenjahren im Dienste des alten Roux, Marceles Vater, sich zur Familie, oder doch zum Hause



zählend, ein besseres Dasein träumend, und im Grunde doch mit ihrer Lage und der Weltordnung zufrieden. Lorenz, der eine, war ein großgewachsener Bursche; da er aber schlaffen Geistes war, fehlte es seinen Gliedmaßen an Spannkraft und Halt: die Arme schlenkerten an den Schultern, wie die Hemdärmel aufgehängter Wäsche im Wind; daß die Knie nicht bloß zum Beugen, sondern auch zum Strecken und Aufrichten da sind, daß der Kopf weniger zum Hängenlassen, als vielmehr zum Necken so beweglich ist, wußte er nicht. Sein Kamerad Joachim war nicht stärkeren, wohl aber regeren Körpers und Geistes; er war gedrungen gebaut und trug den Kopf hoch, wie ein Halm eine taube Aehre; er sprach, im Gegensatz zu dem andern, viel und laut, rühmte sich gerne seiner Thaten und meinte zur Arbeit ausnehmend tauglich zu sein. Thatsache ist, daß er das Vieh trefflich besorgte und ihm die Liebe zuwendete, von der die Mädchen nichts wissen wollten. Zu seinem Leidwesen hatte ihm die Natur ein recht mangelhaftes Gangwerk mit auf den Lebensweg gegeben: von Geburt an war sein linkes Bein zerboogen und strebte im Knie gar unschicklich nach außen, so daß es schien, er wandle auf einem mißratenen K einher.

Ob schon die beiden arm waren wie eine Krähe im Schnee und nie ernstlich daran dachten, einen eigenen Herd aufzurichten, waren sie doch menschlich genug, die Sehnsucht nach einem Weibchen zu empfinden; ja, seit einiger Zeit machte dieses Verlangen ihr ganzes bescheidenes Seelenleben aus, verfolgte sie tagsüber bei der Arbeit und nachts in den Träumen, schaute ihnen aus den meisterlosen Augen und drang ihnen so vorlaut auf die Lippen, daß sich bald das ganze Dorf über die „verliebten Kälber“ lustig machte. Sie merkten zuweilen den Hohn, wurden aber dadurch in ihrer Nartheit nur noch bestärkt; denn je schwächer sich die Natur fühlt, desto größer ist ihre Lüsterheit, und das Unmögliche ist allezeit begehrenswerter als das Erlangbare. Zudem schürten die beiden die armseligen Flämmchen in ihrer Brust, indem sie sich nachts im Kämmerlein ihre Heiratspläne, an die sie nimmer glaubten, mitteilten. Während Lorenz sich bis jetzt gehütet hatte, sein Herz einer Einzigen auf immerdar zu weihen, und, wie es seinem Charakter entsprach, unschlüssig zwischen einem Duzend Mädchen hin und herpendelte, hatte Joachim die Würdigste längst herausgefunden: es war keine Häßlichere als Jenny Jaquot. Die gefiel nun freilich dem andern auch, und als ihm Joachim seine Heimlichkeit anvertraute, zwickten ihn anfänglich Neid und Eifersucht; er kämpfte aber diese unlöblichen Gefühle zu Boden und verzichtete zu Gunsten des Kameraden auf alle Ansprüche.

Als die beiden über den Schnee daherkamen und Jenny vor der Hütte sahen, hüpfte ihnen das Herz im Leib; der eine ließ sich beim Schreiten noch tiefer in die Knie sinken als sonst, um sich Würde zu verleihen; der andere mühte sich ab, sein krummes Bein hinter dem geraden zu verbergen, was er durch eine Art Nachstellgang zu erreichen suchte. So kamen die lächelnden

Gesichter und die zwei gefallsüchtigen Beinpaare auf Jenny zu, die den verliebten Burschen gerne zugerufen hätte: „Spart doch die Mühe! Wollt ihr etwas rechtes machen, so zieht Weiberröcke über eure Narrenbeine!“

Aber sie zügelte die lockere Zunge und fing an, freundlich mit ihnen zu plaudern über die Arbeit und das Winterleben. Die Knechte gaben lächelnd Antwort, meistens beide zugleich und hefteten erstaunte Blicke an das Mädchen, als wäre es vom Himmel gekommen.

„Was fangt ihr heut' abend an?“ forschte sie endlich.

„Was fangen wir an?“ fragte Lorenz seinen Gefährten.

Joachim wollte witzig sein, stützte seine Backe auf die Hand und fing an zu schnarchen, was Lorenz ungemein lustig dünkte.

„Wenn ihr nichts besseres zu thun wißt, so kommt zu uns; ihr werdet noch andere Leute antreffen und wenn euer Meister wieder einmal nach Gabriel sehen würde, wäre das uns allen eine Freude; seit dem Unglückstag hat er ihn kaum dreimal gegrüßt! Aber ihr braucht ihm das nicht zu sagen; ihr sagt ihm einfach, es werde bei Jaquots gewacht, dem Gabriel zu lieb, der das Bett hütet, und ich hätte euch geladen. Wollt ihr kommen?“

„Ja, wir kommen freilich! Warum sollten wir nicht kommen?“

„So geht jetzt und vergeßt es nicht.“ Und sie gingen davon in ihrem Glück, der eine zwar mit etwas Unwillen im Herzen, auf ein so herrliches Mädchen freiwillig verzichtet zu haben; denn die zehn oder elf andern, die ihm zur Auswahl blieben, erschienen ihm jetzt wie ein Werktagsgewand neben einem Sonntagkleid.

Jenny trat ins Haus, nahm ihr Strickzeug und setzte sich ans Bett ihres Bruders, um ihm die lange Zeit, zu vertreiben. Der Vater Jaquot saß vor dem großen Ofen; das Haupt war ihm auf die Brust gesunken und er mußte durch die Nase in allen Tonarten. Seine Kinder lächelten sich zu bei der unerquicklichen Musik, gönnten ihm aber sein Behagen gerne und auch die Ruh, denn er hatte seine Hände genug gerührt in seinem Leben, und kam der Sommer wieder in die Berge, hörte das Träumen und Musizieren auf der Ofenbank von selber auf.

„Es ist ein Schlitten in den Grund' gefahren,“ sagte Gabriel nach einer Weile, „wer war es?“

„Marcel,“ antwortete Jenny kurz und scheinbar gleichgültig.

„Hast du ihm gesagt, er solle heute abend herauf steigen?“

„Wie konnte ich? Du weißt ja, daß ein Schlitten keine Schneckenpost ist, die bei jedem Krautstock anhält!“

„So etwas kann man einem doch zurufen! Aber du bist ihm eben gram.“

Jenny errödete und sagte nichts; ihre Stricknadeln aber, die sonst hübsch nebeneinander vorbeikamen, schlugen sich lustig klingelnd an, wie ein paar Narrenglöcklein.



Gabriel fiel der Klingklang auf und er drehte den Kopf nach der neuen Musik. „Was ist in dein Strickzeug gefahren?“

Sie, statt zu antworten, erhob sich, legte den unfertigen Strumpf auf das Fenstergestirn und schritt der Küche zu. Ihre Schritte weckten den Vater Jaquot, der sich Stirne und Augen rieb, die Zipfelmütze zurecht rückte und gähnend in den Stall hinaus latschte, wo ihn das Vieh mit seinem hungrigen Gebrüll völlig weckte.

Als draußen die Nacht aus der Erde gestiegen war und drinnen in der Küche das Feuer auf dem Herde flackerte und knisterte und übermütig an den Kessel und nebenaus in die Luft schlug, da meinte Jenny, die rechte Zeit sei nun da, um ein Geschäft zu besorgen, an das sie tagsüber mehr als einmal gedacht hatte. Sie ging rückwärts nach der Ecke, in welcher Reijigbündel aufgeschichtet waren, griff tastend in das Holz und zog heraus, was ihr gerade in die Finger kam. So thun am Weihnachtsabend alle heirats- oder liebelustigen Mädchen zu Röttschweiler, denn dieses ist ihr Glaube: wie der Stecken, den du ziehst, aussteht, so wird der Jüngling beschaffen sein, der am Neujahrstag dich zum Tanze führt. Die Röttschweiler fangen nämlich das Jahr mit Festen und Lustbarkeiten an: drei Tage und drei Nächte wird in der ‚Tanne‘ getanzt und gejubelt und geworben, mehr als anderswo in einem Jahr: in den Bergen müssen sich eben die Herzen im Winter finden, der Sommer zerstreut das Hirtenvöcklein auf die Alpen, schiebt Berge und Schluchten und Flühen zwischen die Herzen und zerreißt Fäden, die nicht ganz stark gesponnen sind. Dieses Winter- und Herzensfest wird ‚Schryßeten‘ genannt.

Als Jenny das Reis aus dem Holzstoß gezogen hatte, hielt sie es noch eine Weile zögernd hinter dem Rücken; endlich wagte sie doch, nach dem Dinge zu gucken. Erst erschrak sie, dann aber mußte sie lachen: der Stecken war krumm und verwachsen, wie ein Herenast und slog, von flinker Hand geworfen, ins Feuer.

„Du stehst ja aus wie Joachim, als er sich heute verdrehte und krümmte und wand, um sein Hakenbein zu verbergen: tritt mir nie mehr unter die Augen, Joachimchen!“ So lachte sie und sah, mit dem Finger drohend, nach dem Bengelchen, über das sich schon die Flammen hermachten.

Nach einer Weile warf sie den Kopf zurück und sagte: „Ei was! das hat gar nicht gegolten, das war nur zum Probieren! Ich versuche mein Glück noch einmal! Jetzt aber ist's Ernst.“

Der letzte Satz war gesprochen, als gelte er einem irgendwo in der Küche versteckten Geiste.

Wieder schritt Jenny rückwärts zum Holzhaufen. Diesmal waren die Finger vorsichtiger als zuvor: sie betupften das Ende des Steckens, um am Schnitte zu fühlen, wie er sonst etwa möchte beschaffen sein, und wanderten tastend von einem zum andern. Endlich griffen sie zu. Die Wahl war besser ausgefallen, aber Jenny schüttelte nach einiger Zeit doch den Kopf und

sagte für sich: „Nein, das ist immer noch nicht der Rechte! Gerade wie ein Pfeilschuß ist er nicht, soll er nicht sein, gerade wie ein Pfeilschuß ist kein rechter Kelpfer: Gerade und doch etwas geneigt, stark und aufrecht und doch nicht zu stolz, so möchte ich ihn! Wie dieser Bengel da ist Lucien Camard, der Soldat, und dem habe ich schon zu verstehen gegeben, daß ich seinesgleichen nicht leiden mag!“ Und sie warf den zweiten Stecken dem ersten nach in die Glut.

„Nun ich das Ding so unrecht angestellt habe, darf ich es schon ein drittes Mal versuchen, aller guten Dinge sind drei! Vorher war's Ernst, jetzt sei's heiliger Ernst!“

Und wieder näherte sie sich dem Holz. Diesmal tastete sie nicht, sondern griff zu, ehrlich und ohne List.

„Ja, so soll er sein!“ rief sie fröhlich, wie sie das Stück Holz musterte, „stark und doch nicht frech, nicht allzu frech, einer der weiß, daß der Himmel der Himmel und die Erde die Erde ist, und daß es auch dem Stärksten wohl ansteht, hienieden etwas geneigt einherzugehen.“

„Aber ist Marcel auch so?“ Nein, so wünschte sie ihn nur, zu ihrem Kreuz hatte er Eigenschaften, die sie ungern an ihm sah. Wohl stolzierte er nicht einher wie Lucien, der Soldat: sein Nacken war etwas gebeugt, grad so viel, daß man's merken konnte, aber das that nicht die Demut, sondern das Tragen von Lasten bergauf und bergab, das er von Jugend an hatte üben müssen. Seit er in der Fremde gewesen, wo er, wie der alte Mour sich ausdrückte, die Viehwissenschaft holen sollte, war ein hochfahrendes Wesen über ihn gekommen, das in dem engen Gebirgsthal, wo der Herrgott und die Berge die Höchsten sind, nicht an seinem Platze war. Aber noch schlimmer als das, war sein Betragen den ledigen Mädchen gegenüber. Da er ein schöner und starker Bursche war, und sein Vater die meisten Kühe in Röttschweiler besaß, schielten alle Mädchen nach ihm und er machte sich das zu Nutzen, erwiderte ihre Blicke mit noch freundlicheren und den Druck ihrer Hände mit einem Gegendruck, und bald glaubten sie alle, er wolle sie in das stattliche Haus unten am Flusse heimführen. Aber wenn eine meinte, sie habe ihn zwischen den Händen und könne ihn mit einem Zwirne oder einer Schürzenschnur festhalten, da entwischte er ihr wie ein Mal aus den Fingern und sie hatte das Nachsehen und den Gram. Darum hatte ihn Jenny so gehaßt, nicht etwa weil er mit ihr gespielt hätte, sondern weil sie sein Treiben andern gegenüber wahrgenommen, und weil eines Tages ein unbestimmtes Gerücht ins Thal gedrungen war, er habe in der Fremde ein Mädchen geliebt und dann verlassen und vergessen.

Und jetzt war sie selber so eine Märrin, die meinte, einen Mal fangen zu können. Sie fühlte, wie schlimm es um ihre Liebe stand und war selig und unselig im nämlichen Atemzug; aber wie sie es auch anstellte, das süßbange Gefühl zu vertreiben, es blieb drin in ihrer Brust und erstarkte, je mehr sie dagegen stritt.



Handmeyer.

Auch jetzt ging es ihr so. Einen Augenblick hatte sie gute Lust, den Stecken, der Marcel vorstellte, dem Feuertode zu weihen; aber sie unterließ es und legte ihn sorglich oben auf den Küchenschrank, nicht allzuweit zurück, so daß er etwas hervorragte und sie am Herde nur den Kopf etwas zu drehen brauchte, um ihn zu sehen.

Gegen 8 Uhr hörte man Stimmen vor dem Hause, das waren die Nachbarn, die zu Besuch kamen. Jenny öffnete ihnen die Thüre und führte sie freundlich in die Stube. Die Alten ließen sich in der Nähe des Ofens nieder, die Jungen um den Tisch, und alle machten sich etwas zu schaffen: die Frauen und Mädchen mit ihrem Strickzeug, die Männer mit ihren Pfeifen.

Das Gespräch wandte sich zuerst an Gabriel, Jennys Bruder, der wie angeschmiebet in seinem Bette lag. Daß er beim Heuschlitten verunglückt war, wußte man; den meisten war auch bekannt, daß ihn Marcel aus einer Schlucht herausholte, als er bei der fürchterlichen Kälte schon eingeschlafen und dem Tode durch Erfrieren nahe war. Um die Teilnahme an seinem Mißgeschick zu bezeugen, wollte man nun Genaueres wissen und Gabriel mußte alles haarklein berichten.

Es war vor drei Wochen. Der erste Schnee war gleich so reichlich gefallen und schon nach ein paar Tagen so hart gefroren, daß man aus allen Häusern die Schlitten zog, um bei der günstigen Witterung das in den Alpkünten untergebrachte Heu in den Grund¹⁾ hinabzufahren. Gabriel that wie die andern. Als er zum zweiten Mal die Thalfahrt unternahm, fauste er an einen Felsen, der verstoßen aus dem Schnee schaute: sein rechtes Bein knackte und war kraftlos. Der Schlitten, sein eigener Meister geworden, fuhr, von dem Stein abgelenkt, in eine Schlucht hinab, im Laufe glücklicherweise den Fuhrmann abwerfend, der sonst unten beim Aufsprall zermalmt worden wäre.

Die Wucht des Gefährtes warf Gabriel gegen eine tief im Schnee steckende Wettertanne, deren halb vergrabene Aeste ihn aufhielten und vor einem halbsbrechenden Sturze bewahrten. Stundenlang lag er auf dem eisigen Schnee in der beißenden Luft, ohne sich rühren zu können, denn er hatte an der Tanne auch noch an einer Schulter Schaden genommen. Seine Hilferufe klangen schauerlich in der engen Schlucht, fingen sich darin und drangen zu keinem menschlichen Ohr. Die Kälte rüttelte ihn erst und durchschauerte ihn dann mit ihrem einschläfernden Hauch bis ins Mark der Knochen.

Allmählich füllte die Dämmerung die Schlucht und die Wipfel der Tannen verschwammen ineinander. Da kamen in großen Scharen Krähen daher geflogen, Herberge suchend, gespenstig, mit ächzendem, langsamem Flügelschlag, als wären ihnen die Schwingen halb eingefroren. Ueber der Tanne, unter der Gabriel lag, brachen sie in ein unheimliches Gefrächze aus, gute Wintertage witternd. Noch einmal wollte sich der Verunglückte aufraffen, von dem Geschrei der Vögel zu Tode geängstigt, aber er vermochte kein Glied zu rühren. Da ließ er es geschehen und schlief ein.

Als Gabriel länger als gewöhnlich säumte und sein Schlitten immer noch nicht in der Höhe erschien, ahnten Vater und Schwester Unglück. Leute stiegen mit ihnen in der Dämmerung in den Berg hinauf, machten aber nach einiger Zeit Niemand, das Suchen und Tasten auf den folgenden Tag zu verschieben, erklärend, Gabriel müsse in einen der Abgründe gestürzt sein, in die man beim Laternenschein nicht steigen könne, ohne mit jedem Schritt das eigene Leben aufs Spiel zu setzen.

Jenny flehte sie an, das Rettungswerk noch nicht aufzugeben; da stiegen sie noch eine Weile an den Abhängen auf und ab, bald sah man aber eine Laterne nach der andern der Tiefe und dem Dorf zustreben: die Männer hielten Gabriel für verloren. Nur einer nicht: Marcel. Er machte sich nochmals ans Werk und suchte nach Spuren im Schnee. Gegen 8 Uhr stieg der Mond über die weißen Häupter der Berge und kam dem Suchenden zu Hilfe. Wirklich fand er Heu, das auf dem Schnee zerstreut war und ihm die Spur in die Schlucht hinab wies, und zwei Stunden später konnte er unten im Thal Jaquots Hausthüre aufstoßen und der weinenden Schwester und dem geknickten Vater zudufen: „Ich habe ihn euch wieder!“ Auf seinen Armen trug er ihn herein.

Marcel hatte ein schweres Stück Arbeit verrichtet.

„Wie ein Roß hat er sich geschunden!“ so erzählt Gabriel. „Als ich unter meiner Tanne erwachte, da kniete er neben mir und rieb mir Gesicht und Hände mit Schnee, hob mich dann auf seinen Rücken und strebte bergan, die Schuhe wie Eisenkeile in den harten Schnee schlagend und mich dabei so sanft haltend, daß ich nicht mehr gerüttelt wurde, als hier im Bette. An einer Stelle freilich war der Abhang so jäh, daß er mich niederlegen mußte, um vorerst Stapfen zu schlagen. Nun hob er mich wieder auf, nicht auf den Rücken, denn so hätte ich ihn aus dem Gleichgewicht gezogen, nein, auf den Armen vor der Brust trug er mich die steile Wand empor, wie eine Mutter ihr Kind trägt. Manchmal brach eine Stapfe zusammen, aber er stand auf dem einen Fuß so sicher, wie sonst einer auf zweien: er ist ein Riese an Kraft!“

„Ja,“ sagte Vater Jaquot, „seit den Zeiten des starken Batschi, von dem man erzählt, er habe von Abländschen aus Steine über die Kämme der Gastlosen¹⁾ geworfen, gab es keinen wie Marcel in diesen Gebirgen.“

„Und wie er hereinkam an jenem Abend und Gabriel auf die Bank legte, ich mußte laut aufschreien und hätte ihm die Knie umfassen mögen!“ sagte Jenny. Eins aber verschwieg sie, nämlich, daß sie sich dem Gefühl, das ihr damals ins Herz brach, gewaltig und blendend, wie ein Sonnenstrahl ins Auge, daß sie sich der Liebe zu Marcel willenlos beugte und ihre Gedanken ihr seither beständig aus dem Haus entwichen und in den Grund¹⁾ hinab flogen, ihm zu.

„Gestern Nacht habe ich von ihm geträumt,“ hob Gabriel wieder an. „Es war ein seltsamer Traum. Ich lag im Bette, da ging die Thüre auf und herein

¹⁾ Eine Gebirgskette.



Phot. Ganz, Zürich.

Sonntagsfeier am Sanctichyaf.
Gemälde von Raphael Mly, Sitten.



trat ein Werber der Herren von Bern. Er müsse mich haben, sagte er, ich solle aufstehen, er habe den Soldatenrock gleich mitgebracht. Da zeigte ich ihm meinen Fuß; er begriff und machte ein bedenkliches Gesicht. Sich umsehend, gewahrte er Marcel, der unter der Thüre stand, breit und hoch. Sein Auge blitzte auf: „So nehme ich auch den da mit, der soll den Krüppel tragen, er hat Arme und Beine für zwei.“ Und Marcel, ohne ein Wort zu sagen, trat heran und nahm Handgeld.“

„Rede nicht so!“ rief Jenny, „man soll böse Dinge nicht rufen!“ Sie hatte das so laut und eindringlich gesagt, wie die Liebe und der Schrecken es ihr eingaben, und alle sahen nach ihr. „Wer wird sich um einen Traum ängstigen!“ sagte man und lachte sie aus.

Da ertönte die dünne Stimme der alten Magdalena: „Es gibt Träume und Träume.“

Man horchte auf, denn die Alte hatte einen seltsamen Ruf in Röttschweiler, man glaubte, sie wisse mehr als andere Leute. Wie alle Augen nach ihr gerichtet waren, fragte sie Gabriel lächelnd:

„Wann hattest du den Traum? am Morgen vor dem Erwachen?“

„Nein, es mochte Mitternacht sein.“

„Mitternacht? so? Bist du darob erwacht?“ —

„Nein.“

„Und hattest am Morgen nichts davon vergessen, es war dir noch alles klar und hell?“

„Es ist mir auch jetzt noch, ich sehe die beiden: den Werber am Bett, mit seinem Schnurrbart und dem flachsfarbenen Zopfe im Nacken, Marcel unter der Thüre, die ihm fast zu schmal war.“

„Es war ein Wahrtraum,“ schloß die alte Magdalena.

„Was? ein Wahrtraum!“ rief Jenny. „Wer wird euch das glauben, Magdalena! Marcel wird sich hüten, Handgeld zu nehmen! Ist es ihm etwa nicht wohl genug zu Haus? Und einem Werber wird es kaum einfallen, meinen Bruder aus dem Bette zu holen! Das ist ein seltsamer Wahrtraum!“

„Für Wahrträume gibt's keine Schlagbäume!“ sagte die Alte immer lächelnd.

„Ich halte es mit meiner Schwester: Marcel und ich werden keine Soldatenröcke anziehen.“

„Ich rede nicht von dir, bei ihm aber würde es mich nicht wundern: er hat nicht die Art, die immer auf rechtschaffenen Wegen wandelt: Weber Uebermut weht kein langes Tuch!“

„Er ist kein schlechter Mensch!“ eiferte Jenny, und Gabriel unterstützte sie: „Denk über ihn, wie ihr wollt, ich lasse nichts auf ihn fallen: kein anderer hätte für mich gethan, was er that.“

„Dich begreife ich, Gabriel, aber die Mädchen verstehe ich nicht! Weil Marcells Vater dreißig Kühe im Stall hat, meint jedes, es taue absonderlich dazu, sie zu melken.“

„Meint ihr damit auch meine Schwester, so seid ihr auf einen Holzweg geraten! Von ihr habe ich bis

heute noch kein freundliches Wort über Marcel vernommen.“

„Wie pflegt man zu sagen, Gabriel? Mädchenhaß, Bubenspaß! Ich sah schon manches Käzlein, das die Krallen herausschobte und es doch nicht schlimm meinte.“

Jenny fühlte, daß die Alte ihre Liebe erraten hatte; die Röthe flog ihr ins Gesicht und die Adern pochten ihr in den Schläfen. „Was hab' ich euch zu Leide gethan, Magdalena?“ sagte sie scharf.

„Nichts, Kind, nichts! Aber sag', seit wann hast du so rote Backen und so flackernde Augen? Ha, ha, ha!“

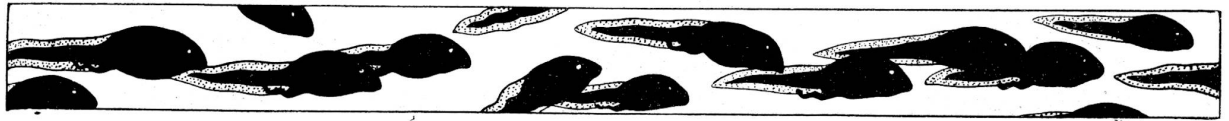
Die Blicke, die sich von allen Seiten auf Jenny festeten, schmerzten sie wie Nadelstiche, sie hätte sich am liebsten verkrochen und den Thränen freien Lauf gelassen, aber sie lernte in diesem Augenblick, daß man in dieser Welt klüglich lacht, wenn es Einem am besten ums Weinen ist, und sie sagte scheinbar heiter: „Ich verstehe euer Gerede nicht, Magdalena!“ Und zu den jungen Leuten gewandt: „Sonst war's Brauch, an diesem Abend zu spielen; wollen wir's heuer anders halten?“

„Wir suchen den Schuh“, rief einer der Burschen. Alle waren es zufrieden. Schon hatten sich einige auf den Fußboden gesetzt, als die Thüre aufging und Marcel mit seinen beiden Knechten über die Schwelle trat.

„Wer zuletzt kommt, sucht den Schuh!“ rief man ihnen entgegen. „Es sei!“ sagte Marcel und gab Jung und Alt die Hand und verweilte einige Zeit am Bette Gabriels.

Die Mädchen und Burschen setzten sich unterdessen auf den Boden, durcheinander, wie es sich traf, einen lückenlosen Kreis bildend und die Füße etwas anziehend, so daß unter den Knien hindurch ein unsichtbarer Gang lief. In diesem wanderte ein Schuh von Hand zu Hand, und Marcel, der allein außer dem Kreise stand, mußte danach trachten, ihn zu erfassen. Von Zeit zu Zeit wurde der Schuh, um den Suchenden zu reizen, für einen Augenblick sichtbar und kräftig auf den Boden geschlagen, verschwand aber gleich wieder und setzte seine Wanderung fort wie ein Maulwurf im Boden.

Marcel ging bedächtig zu Werke, machte wenig Schritte, aber achtete um so schärfer auf die kaum bemerkbaren Bewegungen der Arme und der Knie, an denen er den Weg, den der Schuh nahm, erriet. Plötzlich schossen seine Hände wie Stoßvögel herab, griffen in den Gang und zogen den Schuh unter allgemeiner Heiterkeit hervor. Es war Joachim, der Knecht, der ihn so schlecht behütet und der nun seinen Platz Marcel einräumen und dessen Rolle außerhalb des Kreises übernehmen mußte. Das ward ihm sauer. Denn es war ihm gelungen, ein Plätzchen neben Jenny zu erobern, und er hatte eben so selige Augenblicke genossen, daß er, wie es schon manchem ergangen ist, vor lauter Wonne vergaß, über das unbeständige Glück zu wachen. War man wirklich so grausam, ihn von seinem süßen Plätzchen zu vertreiben? Er warf einen flehentlichen



Blick nach seinem Meister; der aber griff ihm unter die Arme und hob ihn wie ein Kind in die Höhe.

Nun saß Marcel an Jennys Seite. „War es Zufall? Hatte er es so gewollt?“ so fragte sie sich. Der Schuh kam in ihre Hände, sie schob ihn ihm zu, und ihre Finger berührten die feinen Augenblicke. Marcel, statt den Schuh in der gleichen Richtung weiter zu geben, behielt ihn ein Weilchen und reichte ihn dann Jenny wieder, und sie, in der Willenlosigkeit ihrer Liebe, ahmte seinen Kniff nach. So ging der Schuh ein paar Mal zwischen den beiden her und hin, und jedesmal streiften sich die Hände, und zuweilen berührten sich auch die Arme, und Jenny war glücklich. „Er liebt mich, sonst hätte er das Spiel nicht so gewendet“, sagte sie sich. Aber bald wurde dieser wonnige Gedanke verſcheucht durch den andern: „Hätte er es nicht mit jeder andern auch so getrieben? Man kennt ihn ja!“ Als er den Schuh nun wieder in ihre Hände lieferte, gab sie ihn ihrem Nachbar auf der andern Seite, sich auf ihren Mädchenstolz besinnend.

Unterdeſſen beſtützte Joachim die Geſellſchaft durch ſein täppisches Weſen, und er, ſeine Einſicht für Wiß haltend, übertrieb ſie noch und that einfältiger, als er war. Unglücklich fühlte er ſich bei dem vergeblichen Mühen keineswegs, denn er hatte genug natürliche Schlaubeit, um herauszufinden, daß es ihm niemand verargen könne, wenn ihn ſein Suchen häufiger in Jennys Nähe führe, als anderswohin. Es war ihm deshalb faſt unlieb, als Lorenz, der ſich für viel ſtinker hielt, ihm aus Erbarmen endlich den Schuh auslieferte.

So ging das Spiel ſeinen luſtigen Gang. Oben lachten die Augen und Backen und gingen die Zungen; unten liebten wohl ein paar Finger in Züchten miteinander und vielleicht fügten ſich zwei Hände fürs ganze Leben zuſammen. Auch die Alten hatten ihre Kurzweil und ihr Behagen an dem lauten Treiben; die Weiber legten die Hände mit dem Strickzeug in den Schoß, die Männer vergaßen zuweilen an ihren Pfeifen zu ziehen und verzogen die Backen zu einem Lachen. Dem einen oder andern mochten freundliche Erinnerungen aus alten Tagen in den Sinn kommen, die ſich nun in den ergrauten Köpfen ſeltſam genug ausnahmen, wie ein halbvergeſſenes Märchen, das dem Kind einſt lieb war.

Ein Schrei unterbrach das Spiel. Jenny hatte ihn ausgetoſen. Sie ſprang auf und ſchüttelte ihre linke Hand. Jedermann erriet: Marcel hatte ihre Finger in ſeine gewaltige Pranke gefaßt und, ſeiner Niesenkraft uneingedenk, ſie ſo feſt gedrückt, daß Jenny den Schmerz nicht zu beſteuern vermochte.

„Das iſt garſtig!“ ſchrie ſie ihn an. Er antwortete lachend, als hätte alles ſeine Ordnung: er habe gemeint, er halte den Schuh in den Händen, er habe eben kein gar feines Gefühl in den Fingern.

Er ſagte das ſo trocken und harmlos, daß jedermann lachte, und mehr als eine Hand den Mut fand, in dem dunkeln Gang auf Abenteuer auszugehen, um auch ein ſo ſeltſames Schuhwerk einzufangen.

Jenny wollte ſich nicht mehr in den Kreis ſetzen, Marceles Kühnheit hatte ſie verletzt und doch war ſie ihm darum nicht minder gut, das fühlte ſie wohl. Sie begab ſich in die Küche und erſchien bald darauf mit Gerſtenbrot und mit einer Schale, die mit braunem Saft gefüllt war; den hatte ſie ſelber aus Kirſchen, Zucker, Zimt und Nelken bereitet und meinte, er ſei ihr wohl geraten.

Die jungen Leute erhoben ſich vom Boden und ſetzten ſich zu den Alten an den Tiſch, um ſich die einfache Mahlzeit ſchmecken zu laſſen. Es fiel bei dem Eſſen manches freundliche Wort für Jenny ab; Magdalena meinte, ſie hätte ſo feinen Kirſchensaft ihrer Lebtag noch nicht auf der Zunge gehabt, und alle fanden das Brot gar friſch für die Jahreszeit. In Köſchweiler wird nämlich im Jahr nur zweimal gebacken, im Herbit und im Frühling und das Brot, das die Form von Fladen hat, gilt ſo lang als friſch, als man es ohne Hammer oder Beil zerteilen kann; Jenny aber verſtand es meiſterlich, ihr Gebäck weich zu erhalten; wie ſie es fertig brachte, blieb ihr Geheimnis.

Die Zeit verſtrich unter munterem Geplauder. Als die Uhr an der Wand in gedämpftem Tone elf Schläge gehämmert hatte, erhob ſich der Vater Jaquot, öffnete ein Käſtchen, das an der Wand angebracht war, und zog eine ſchwere Bibel hervor, dazu einen Schloſſel, deſſen Bart kreuzweis durchbrochen war. Denn nun galt es, einen Brauch zu üben, um deſſentwillen man ſeit der Väter Zeit am Weihnachtsabend wachte: die Lebensprobe.

„Wer macht den Bund? Du, Magdalena?“ fragte Jaquot. Die Alte griff nach dem Schloſſel und muſterte ihn. „Der Schloſſel taugt, ſagte ſie, und nun gebt mir noch eine ungebrauchte Schnur, aus drei Teilen gedreht. Unterdeſſen ſuche ich den Spruch.“

„Jesus Sirach am 41ſten!“ rief ein vorwitziges Mädchen.

„Ja, Jesus Sirach am 41ſten, den 4. Vers“, wiederholte Magdalena, mit einem zurechtweisenden Blicke das vorlaute Mädchen ſtreifend. Sie las die Stelle: „Fürchte dich nicht vor dem Urteil des Todes, gedanke derer, die vor dir geweſen ſind und die nach dir kommen, das iſt das Urteil des Herrn über alles Fleiſch!“ Nun legte ſie den Bart des Schloſſels auf den Spruch, band die Schnur, die man ihr reichte, kreuzweis um das Buch, ſo daß man das Ganze am Ring des Schloſſels empor heben konnte.

Sie ſtützte den Ring und damit den ganzen Bund, auf den Nagel des rechten Daumens — denn das iſt ein heiliger Finger von Alters her — und murmelte:

„Gott und Vater, ſage mir wahr,
Nach' durch dein heilig Wort offenbar,
Wie lang ich noch leben mag Jahr um Jahr!“

Sie ſollte nun zählen, und die Zahl, bis zu der ſie gelangte, bevor ihr der Bund vom Daumen fiel, hätte ihr die Jahre angegeben, die ihr noch blieben. Aber ehe ſie den Spruch ganz beendet hatte, drehte ſich der Schloſſel, glitt vom Daumen herab und die Bibel fiel



dumpf auf den Tisch. Einige fuhren bei dem Tone zusammen, als hätte der Tod mit dem Sichelheft an die Hausthüre geklopft.

„Ja nun,“ sagte die alte Magdalena, „einmal muß es gestorben sein, probiert ihr es nun, und möge keines mehr erschrecken als ich, wenn ihm die Bibel das Leben abdrehet.“ Und sie lächelte, wie sie das sagte, und man wußte nicht, war es über den Tod oder über den alten Brauch.

Einige meinten: „Vielleicht habt ihr nicht richtig gebunden und der Teufel hat die Hand im Spiel.“

Sie aber erwiderte: „Nein, nein, es ist alles, wie es sein soll, ich könnt's im Schlaf.“ Eins verschwieg sie: daß sie seit vielen Jahren den Schlüssel absichtlich zu Fall brachte, um sich das Zählen zu ersparen; sie hielt nichts auf der Lebensprobe und machte sie nur mit, weil es so Brauch war, und sie immer ihren heimlichen Spaß daran hatte, die Gesichter zu mustern, wenn die Bibel auf den Tisch schlug, bevor sie zum Zählen gekommen war.

Da Magdalenas Probe so unerbaulich ausgefallen war, griffen die Uebrigen etwas zögernd nach dem Bunde. Wenn sie auch, durch die Erfahrung belehrt, nicht eigentlich an die Probe glaubten, sondern sie mehr als Spiel betrachteten, so flöste ihnen doch das „heilige Wort“ einige Scheu ein und ließ nur in ganz wenigen freie und freche Gedanken aufkommen. So kam es, daß manche das Ding zuerst auf dem Daumen der linken Hand probierten, bevor sie es allen Ernstes wagten. Den meisten geriet es wohl, den Alten besser als den Jungen, als liebte der Tod die unreife Saat mehr als die zeitige.

Jenny war eine der letzten, die zu dem Bunde griffen. Kaum hatte sie das „Gott und Vater, sage mir wahr“ gesprochen, als ihr die Bibel auch schon das Leben abdrehete. Das war ihr nicht lieb, denn ungelogener als im nächsten Jahr, von dem sie so viel Viebes erwartete, hätte ihr der Tod nie kommen können.

„Ich versuche es noch einmal,“ sagte sie, „mich dünkt, ich habe den Schlüssel nicht auf den Nagel, sondern aufs Fleisch gesetzt.“

Die andern protestierten: das gehe nicht, geprobt sei geprobt. Sie aber wollte ihren Willen durchsetzen. Da griff Marcel nach dem Bund und schloß ihn in das Wandkästchen ein. „Sei doch nicht närrisch, Jenny, wegen der Altweiberfäselei.“ Sie war aufgestanden. Er neigte sich zu ihrem Ohr und flüsterte: „Willst du was thun, so bete zum Himmel, daß er uns gleich lang leben lasse, mich und dich, und mit uns . . .“

Sie verstand die letzten Worte nicht recht, denn die andern, ungehalten über sein Gebaren und, besonders die Frauen, verlegt durch seine Worte, wiesen ihn zu recht: man gehe mit dem heiligen Wort nicht um, wie mit einem alten Kalender und über einen frommen Brauch spotte kein rechter Christenmensch.

Marcel machte sich nichts aus ihrem Tadel. „Ihr nennt's einen frommen Brauch! Narrheit ist's, höchstens

dazu gut, ein einfältiges Gemüt zu quälen! Macht's wie ich und geht einmal in die Welt hinaus: man lacht euch ins Gesicht, wenn ihr von eurer Lebensprobe berichtet!“

„Die Welt draußen brauchen wir nicht zu fragen, wie wir's halten wollen, und nach dem, was du dort gelernt hast, geküßt uns nicht“, gab man zurück.

Ein herbes Wort gab das andere und so nahm die ‚Weihnachtswache‘ beim alten Jaquot ein unerquickliches Ende. Früher als sie es beabsichtigt hatten, schritten die Alten hinaus und ins Dörfchen hinab, über Marcel, ehe sie auseinandergingen, noch ein scharfes, wenn auch einseitiges Urteil fallend.

Die Burschen waren noch ungeschlüssig, ob sie den andern folgen, oder noch aushalten sollten, als sich Marcel wieder setzte und ihnen zurief: „Kameraden, was wollt ihr euch die Freude verderben lassen: Jung und Alt, ew'ger Zwiespalt! das weiß man. Nun wir die Schlacht gewonnen haben, wollen wir das Feld behaupten und in Fröhlichkeit noch ein Stündchen weilen.“

Sie hängten die Kappen und Hüte an die Nägel und setzten sich wieder. Aber wie es die Gemütlichkeit zu halten pflegt, wenn sie einmal einen unlieben Stoß bekommen hat: sie mag nicht wieder auf die Füße kommen, und will man sie zwingen, so wird sie leicht zur Bosheit.

Marcel bot allen seinen Witz auf, um die Kameraden lustig zu stimmen, sie blieben wortfarg und ihr Lachen klang nicht hell wie sonst. Selbst der einfältige Joachim hatte das Gefühl, es sei etwas nicht in Ordnung und, sich erinnernd, wie vergnügt der Abend angefangen hatte, rief er: „Wir wollen wieder den Schuh suchen!“

„Nein, Küher, wir wollen Bein Streckens machen!“ sagte sein Nachbar, und die andern lachten.

Joachim sah nach Jenny, ob sie auch mitlache und da sie ein ernstes Gesicht machte, fand er den Mut, sich zu wehren. „Habe ich ein krummes Bein, so arbeite ich doch nicht weniger als manches Großmaul und weiß mit dem Vieh umzugehen; ist's wahr Meister, oder ist's gelogen?“ — „Ja, ja!“ sagte Marcel, und der Knecht fuhr weiter: „Und seit wann ist es in Rödtsweiler Brauch, einem in Schimpfes Weise Küher zu sagen? Ist ein Küher nicht auch jemand?“

„Ja, ja!“ rief man ihm von allen Seiten zu, „du hast recht Joachim, laß es gut sein, es war ja nicht böse gemeint.“

„Doch, es war böse gemeint!“ erwiderte Joachim, dem die beschwichtigenden Worte der andern das Gefühl gaben, man habe ihm schweres Unrecht zugefügt, und der nun die Gelegenheit benützen wollte, sich ins rechte Licht zu rücken.

„Küher nennt man mich! Ich war nicht immer Küher, ich will sagen, ich stamme von Leuten, die keine Küher waren . . .“

„Das weiß man! Champod, der Einäugige, war freilich ein anderer als du!“

„Was, ein anderer? Weil er eigene Kühe hatte?“



„Ja, eigene Kühe und Mut und weil er die Anna Luise getriegt hat! Dich nähme die Anna Luise nicht!“

„Wer sagt dir, ich habe keinen Mut? Meister, habe ich Mut, oder habe ich keinen?“ — „Ja, ja, du hast Mut.“

„Ihr hört es! und wenn ich eine Frau wollte, ich denke, ich bekäme schon eine!“ dies sagend guckte er nach Jenny, was große Heiterkeit erweckte.

„Mache es wie Champos, der Einäugige, geh' in die Totenpredigt, so wird sie dich nehmen!“ rief man.

Jenny, der der Spaß unschicklich schien, sagte zu den Burschen: „Treibt ihn zu keiner Thorheit und scherzt nicht über die Totenpredigt!“

„So glaubst du auch daran?“ lachte Marcel sie an.

„Du siehst, sie nimmt sich deiner an, Joachim!“ rief ein anderer, „geh' in die Totenpredigt wie der Einäugige, und sie wird dich nehmen.“

Wieder wehrte Jenny ab, aber man rief ihr zu: „Sei ohne Sorge, er ist viel zu feig, um jetzt, in der Geisterstunde, in die Kirche zu gehen.“

„Was? zu feig? Das will ich euch gleich zeigen!“

„Gehe nicht!“ sagte ihm Jenny.

„Doch, ich gehe! ich will ihnen zeigen, ob ich ein Feigling sei, oder nicht!“

Er erhob sich und wollte nach seiner Pelzkappe greifen. Jenny kam ihm zuvor, erhaschte sie, schloß sie in den Wandschrank ein und barg den Schlüssel im Saß.

„So gehe ich ohne Kappe!“ und er wandte sich zur Thüre. Die Andern, belustigt, schickten sich an, ihm in einiger Entfernung zu folgen und riefen ihm zu: „Aber vergiß den Totenknochen nicht, sonst ist alles nichts!“

Nun erhob sich der Vater Jaquot im Ofenwinkel, wo er all die Weile, mißvergnügt über die übelgeratene Weihnachtswache, gefessen hatte, trat zu den Burschen hin und sagte: „Treibt den Schimpf nicht zu weit, es könnte Ernst daraus werden. Was an der Sage von der Totenpredigt wahr ist, weiß ich nicht und frage auch nicht danach; aber die Geschichte vom Einäugigen habe ich von alten Männern erzählen hören, als ich noch ein Bube war, und sie sagten, sie hätten ihn noch gekannt. Drum meine ich: Laßt den Scherz jetzt gut sein! Wie es dem Einäugigen zum Schlimmen geriet, so könnte es auch dem da unlieb geraten.“

„Es ging ihm schlimm, weil er sich fürchtete!“ rief man ihm zu. „Joachim, freilich, wenn du Angst hast, so laß dich warnen und gehe nicht!“

„Ich habe keine Angst!“ rief er und schritt zur Thüre.

Nachdem die Gäste das Haus verlassen hatten, zündete Jenny eine Ampel an und stieg in ihre Kammer hinauf, deren Fensterchen in den ‚Grund‘ hinabschaute, so daß sie oben hören konnte, was sich etwa bei der Kirche abspinnen würde. Der alte Jaquot, verdrießlich wie er war, zog seine Schuhe aus und schob sie unter den Ofen, warf Kittel und Zipfelkappe auf denselben,

damit er alles am Morgen recht warm und behaglich antreffe; dann schickte er sich an, seine Lagerstätte aufzusuchen.

Als er das Licht ausblasen wollte, fragte ihn Gabriel: „Sag', Metti, was weißt du von der Totenpredigt? Immer führt man das Wort im Mund und jeder kennt den Namen des Einäugigen, will man aber etwas Genaueres darüber hören, so heißt es beständig: ‚Es ist besser, über solche Dinge zu schweigen!‘“

„So meine ich auch, es ist besser, zu schweigen. Spricht man nicht mehr von ihnen, so bekommen, wie mich dünkt, Geister und Gespenster ihre Ruhe und es ist Lebenden und Toten wohler.“

Gabriel ging es, wie allen seinen Kameraden, Marcel ausgenommen: er wußte nicht, was er von dem vielen Aberglauben halten sollte: öffentlich machte er sich lustig darüber, im Geheimen aber dachte er anders und hatte jedesmal das Gefühl, eine Sünde begangen zu haben, wenn ihm ein ausgelassenes Wort darüber entfahren war. So befriedigte die abwehrende Antwort seines Vaters seinen von der Ungewißheit gequälten Geist nicht, und er drang aufs neue in ihn, denn er wußte, daß er in alten Sagen wohl Bescheid wußte. „Was kümmerst dich, was ich davon weiß“, erwiderte Jaquot mürrisch, „damit du dich nachher über mich lustig machest!“

„Wie sollen wir Jungen diese Dinge ernst nehmen, wenn man uns nur Brocken davon aufsticht? Ihr muntelt davon, wie vom sechsten Buch Mose, das in Nötschweiler noch kein Mensch gesehen hat!“

Schließlich ließ sich der Alte bewegen und erzählte etwa so: „Was ich dir sage, haben alte Männer berichtet; ich habe es den buckligen Perrinet, von dem man behauptet, er sei hundert Jahre alt geworden, mehr als einmal erzählen hören. Es war einst in unserem Dorf ein Pfarrer, Jean le Cagnard¹⁾ nannte man ihn, und er soll seinen Namen redlich verdient haben. Im Winter, wenn der Schnee sich gebärdete, als gelte es ihm, das ganze Thal auszufüllen, und der Frost durch die Mauern und Scheiben drang, stellte er sich schlotternd vor die versammelte Gemeinde und begann das ‚Unser Vater‘ zu beten. Mitten drin aber stockte er, und stammelte und stotterte, ihn dünkte, er müsse des Betens und Predigens ein Ende finden, denn die Zunge friere ihm am Gaumen an. Darauf gab er durch Gebärden und Grimassen zu verstehen, das sei nun so geschehen, sie sollten sich in Gottes Namen darein finden und heimgehen. Und er selber schlotterte hinaus, seiner Wohnung zu. Am Montag darauf ging seine Magd durch das Dorf und sagte, der Pfarrer lasse jedermann grüßen und sagen, er steige nicht mehr auf die Kanzel, so lange der Frost währe, wollten sie einen Prediger haben, so sollten sie ihn in der Hölle suchen, dort sei ein Großer, der für Frost und Feuerung über die Maßen gut eingerichtet sei und ihnen die Wärme für ihr Kirchlein leicht beschaffen könnte. So

¹⁾ der Faule.



die Magd. Der Pfarrer aber verkroch sich in sein warmes Stübchen und ging den Winter lang nicht mehr daraus hervor.

Und als der Sommer ins Thal kam, da legte er sich lieber unter den Ahornbaum, der ob seinem Hause stand, statt in die Berge zu steigen und dort den Leuten, die sich Sonntags auf Alp Fontana oder Alp Tschira versammelten, ein gutes Sprüchlein für die Woche auf den Weg zu geben. Denn dazumal war es noch Brauch, in den Bergen zu predigen. Einmal freilich mußte er hinaufsteigen, um den guten Willen zu zeigen. Kaum aber hatte er das „Unser Vater, der Du bist“ gesprochen, als er abbrach und zu verstehen gab, beim Aufstieg und bei der Hitze sei seine Zunge recht ins Arge geraten und so ausgetrocknet, daß er an jedem Sätzlein zu sterben meine. Wenn sie bei der Jahreszeit einen Pfarrer brauchten, mußten sie ihn in Gottes Namen in der Hölle suchen, dort sei einer zu Hause, der trefflich für die Hitze eingerichtet sei. Sprach's und stieg zu Thal, um sich unterm Ahornbaum auszustrecken.

Als man im Herbst die Alpen entleerte und am Sonntag zur Kirche ging und sich darauf freute, wieder einmal ein christliches Sprüchlein zu hören, da erschien der Pfarrer nicht, wie lange man auch am Glockenseil zog. Man suchte ihn und fand ihn unter dem Ahorn, auf dem Rücken liegend und den Hut übers Gesicht gelegt, denn es war ein warmer, sonniger Oktobertag. Man weckte ihn auf und sagte, da das Wetter weder heiß noch kalt, sondern lau und kühl zugleich sei, würde es sicherlich seiner Zunge nichts schaden, wenn er der Gemeinde einen Text lese.

Er rieb sich die Augen, wischte sich das Gras vom Ärmel und sagte: „Draußen lau und drinnen kühl, gibt zum Beten kein recht Gefühl! Wenn ihr einen wollt, der für Wärme und Kälte gleich gut ausgestattet ist, so müßt ihr ihn in Gottes Namen in der Hölle suchen, dort findet ihr einen, der ist in Grönland und Spanien gleich heimisch; der hat für die Kälte ein Bocksfell und für die Hitze Fledermausflügel zum Fä-

chseln! Werbt den Teufel als Prediger an, ich sage es euch nun zum dritten Mal!“

Kaum hatte er das gesagt, da krachte ihm zu Häupten ein Ast und fiel herab und darauf ritt einer, ich kann nicht sagen, wie er aussah. Der rief und lachte dazu: „Beim ersten sang ich! beim zweiten sprang ich! beim dritten sang' ich!“ Dabei streckte er seine Krallen nach dem Pfarrer aus. Der aber rannte davon über den Kirchhof hinweg und in die Kirche hinein, und wer Beine hatte, folgte ihm nach, und alles schrie vor Entsetzen.

Drinnen vor der Kanzel sank der Pfarrer zusammen und war tot. An der Thüre lauerte der Satan auf ihn, aber da der andere an einem heiligen Ort verschieden war, gewann er keine Macht über ihn.

Der Strafe freilich entging Jean le Cagnard nicht, denn er ist dazu verdammt, den Verstorbenen eine ewige Predigt zu halten. Tag und Nacht, jahraus, jahrein, bei Frost und Hitze steht er auf der Kanzel mit einem roten Hut auf dem Kopf und erteilt den Seelen, die gedrängt vor ihm sitzen, gute Lehre, Verheißung und Trost. Hinter ihm aber ragt ein Engel mit einer Aute in der Hand und läßt ihn nie zur Ruhe kommen, so daß beständig der Schweiß aus seinen Knochen quillt und die Kanzel betaut, und heutigen Tages noch sieht man dunkle Flecken auf dem Pult: die Spuren der schweißigen Hände des Totenpredigers.

Rast und kurze Erlösung wird dem Gepeinigten nur, wenn die Glocken auf dem Turme erklingen und die Lebenden zur Andacht rufen. Dann schwinden die Toten und versinken in ihre Gräber, und in alten Zeiten soll man zuweilen das Nachzucken des Totenpredigers gehört haben, wenn er sich im Grabe zu kurzer Ruhe ausstreckte und dehnte.

Seit Alters her ging und geht auch die Sage, daß man die Abgeschiedenen sehen und hören könne, wenn man einen Totenknochen auf die linke Achsel nehme und bei Nacht rückwärts darüber hinweg in die Kirche schaue. Wer aber sich erfrecke, mitten unter die Andächtigen zu treten, den erwürgten sie.

(Fortf. folgt).

⇒ Bleiches Grüssen. ⇐

Und wieder atmet heiß um meine Wangen
Der düstebange Hauch der Frühlingsnacht.
Durch Purpurschleier, die im Westen hangen,
Blickt ihres Auges lebenglüh'nde Pracht.
Ihr Schaffen fühl' um meine Brust ich schwellen,
Gleich eines Frauenbusens warmen Wellen,
Und wieder trinkt in heißer Liebesstunde
Mein Herz sein Glück an ihrem roten Munde.

Und wieder schreitet dann der kühle Morgen
Mit langsam wickl'gem Schritt durchs blüh'nde Land;
Und wieder legen schwer die blassen Sorgen
Auf meine Stirn' die thränenfeuchte Hand.
Stumm seh' ich, wie des Herzens glüh'nde Wellen
Am kalten Felsen des Verstands zerschellen,
Und hör' in zähen, bleiernschweren Tropfen
Die Reue dumpf an meinen Busen klopfen.

So folgt der Tag dem Tag, die Nacht den Nächten.
Aus Nacht und Morgen, aus Genuß und Leid
Seh' vor mein Aug' ihr staub'ges Netz ich flechten
Die welken Finger der Alltäglichkeit.
Und langsam breitet sich der Schleier nieder
Dicht um mein Herz und eng an meine Glieder,
Und meine Seele steht in stummen Klagen,
Ein Marmorbild, in graues Tuch geschlagen.

Und — ob auch jubelnd noch durch straffe Adern
Des jungen Lebens voller Blutstrom schäumt,
Ob noch, mit dem Geschick ums Glück zu hadern,
Mein Geist sich stolz die schlanken Rappen zäumt:
Schon winkt es tief herauf, wie bleiches Grüssen,
Und traumgeängstigt seh' zu meinen Füßen
Ich eine schwarzverhang'ne Halle dämmern,
Darin sie dumpf an einem Sarge hämmern.

Emil Ermatinger, Winterthur.